

Vorwort

“Die Welt ist nicht, wie sie zu sein scheint.”

Peter L. Berger / Hansfried Kellner

Der französische Historiker Jules Michelet schrieb im 19. Jahrhundert: “Gelehrig und nachsichtig, liebevoll, wie ich zu allen Toten bin, ... streifte ich von Zeitalter zu Zeitalter, immer jung, niemals müde. Tausende Jahre lang ... angetrieben durch die Kraft der Sehnsucht, durch eine brennende Wissbegier, die nichts zurückhalten konnte”. Michelet verfiel gern in einen poetisch überhöhten Stil, wenn er von seinem Fach der Geschichte sprach (das durfte man sich im 19. Jahrhundert noch erlauben). In seiner Epoche betrachteten sich die Gelehrten nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Literaten, aber leider ging diese Tradition mit dem Erfolg des angelsächsischen Pragmatismus und dem Hang deutscher Gelehrter zu langatmigen und trockenen Abhandlungen verloren. Bemerkenswert aber erscheint hier aber, das er von Toten sprach, obwohl er die Geschichte als Wissenschaft meinte und deshalb die Menschen der Vergangenheit als lebendig betrachten müsste. Als Kind des 19. Jahrhunderts pflegte er in dieser Hinsicht eine, für Sozialwissenschaftler eher ungewöhnlicher Ausdrucksweise und drückte damit das Phänomen des Vergangenen und Nicht-Mehr-Vorhandenen aus.

Es erscheint vielleicht merkwürdig, ein Buch über eine Wissenschaft wie der Soziologie, die sich mit Lebenden beschäftigt, mit dem Tod zu beginnen. Doch in dem Moment, wo man in der Zeit zurück schreitet, verfliegt das Leben. Zurück bleiben mehr oder weniger undeutliche Schatten von Menschen, deren Existenz wir heute nur mehr erahnen können. Von diesen Schatten wissen wir recht wenig, zuwenig für die Soziologie, um die Aufmerksamkeit der soziologischen Zunft zu erwecken.

Diese Erkenntnis bringt selbst einen nüchternen soziologischen Theoretiker wie Niklas Luhmann in Rage: “Nichts davon erscheint in der soziologischen Theorie. Es ist unverzeihlich: Die Soziologie hat eine ganze Welt nicht gesehen.” Niklas Luhmann zählt nicht zu meinen Favoriten in der Soziologie, aber in diesem Fall brachte er ein Grundproblem auf den Punkt. Nicht nur historische Soziologie, sondern auch Geschichte kommt in der soziologischen Theorie nicht oder nicht mehr vor. Historisches Denken, wie sie bei den soziologischen Klassikern selbstverständlich war, ist

verschwunden oder mit anderen Worten: Historisches Denken hat bisher kaum noch Platz in der soziologischen Theorie gefunden.

Doch gab und gibt es einige unermüdliche Sozialwissenschaftler und Sozialwissenschaftlerinnen, die sich des Faches der historischen Soziologie annahmen. Sie leisteten und leisten Pionierarbeit in der historischen Sozialforschung und erbrachten Ergebnisse, die man mit Fug und Recht als bahnbrechend bezeichnen kann. Am Rande ihrer Wissenschaft versuchen sie, neue Perspektiven in die Soziologie einzubringen. Diesen Menschen und ihrer Arbeit widmet sich dieses Büchlein.

*

Dieses Werk ist kein State-of-the-art-Bericht. Die Auswahl der zitierten Autoren erfolgte aus meiner persönlichen Sicht und nimmt bewusst Lücken und Auslassungen in Kauf. Die werten Leser mögen kein geschlossenes System der historischen Soziologie oder der Methodenlehre erwarten. Alle beschriebenen Methoden, Begriffe und Theorien unterliegen meiner persönlichen und höchst subjektiven Auswahl. Die Unterschiede (und Lücken) treten bei einem begleitenden Studium bereits erschienener Einführungen (siehe zB Schützeichel 2004) deutlich zutage. Meine Darstellung ist nicht als Kritik an diesen Werken gedacht. Im Gegenteil, vermutlich sind sie als Einführung in die historische Soziologie wahrscheinlich besser geeignet als mein schmales Büchlein. Ich präsentiere hier nur meinen eigenen bescheidenen Weg in ein bescheidenes soziologisches Fach.

*

In diesem Sinne soll dieses kleine Büchlein eine Lücke füllen (auch wenn schon erste Einführungen im deutschsprachigen Raum existieren). Im ersten Schritt wird die Problematik der empirischen Daten und der Methodik als Problem der Sozialforschung behandelt. Es bildet schließlich eine Herausforderung, Daten über etwas nicht mehr Existierendes zu gewinnen. In der historischen Soziologie ist man gezwungen, über Menschen zu berichten, über die man kaum etwas weiß, beziehungsweise nicht einmal weiß, ob sie jemals existierten. Man steht vor der Notwendigkeit, die Existenz seines Forschungsfeldes zu beweisen, um Daten für die eigene Forschung zu gewinnen. Das erzwingt eine spezielle Methodik, da man reale Erkenntnisse ausgehend von einer (eher fiktiven) Konstruktion gewinnen muss.

Im zweiten Schritt soll ein theoretischer Rahmen entworfen werden, in dem sich die beschriebenen Methoden und Arbeitsschritte bewegen. Diesen Rahmen kann man als Spannungsfeld zwischen gegensätzlichen

Schwerpunkten sehen, das die Methoden in der Anwendung strukturiert. Ich bin mir bewusst, dass dies nur skizzenhaft und oberflächlich (im Sinne von nicht tiefer gehend) geschehen kann.

Im dritten Schritt werde ich mich einige Seiten lang der Zukunft widmen. Das klingt paradox, denn wenn man historische Soziologie hört, verbindet man damit eher die Vergangenheit. Doch verbindet die Zukunft mit der Vergangenheit mehr, als man vermuten würde und diese Verbindung nennt man Zeit. Ich werde versuchen, diese Klammer genauer herauszuarbeiten.

*

Bevor die Geduld der werten Leser weiter strapaziert wird, möchte ich mich noch dem Begriff des Werkzeugkastens widmen, denn schließlich nimmt dieser einen prominenten Platz in dem Büchlein ein. Ursprünglich beabsichtigte ich als Leitlinie einen Aphorismus zu wählen, den Robert Merton in einem lesenswerten Büchlein wissenschaftsgeschichtlich bis in die Antike zurück verfolgte (Merton 1989). Er lautet: "Ein Zwerg, der auf den Schultern von Riesen steht, sieht weiter als der Riese selbst." Wie die werten Leser feststellen werden, bediene ich mich hemmungslos einer Fülle von Autoren, deren Bedeutung in der Wissenschaft als unstreitig zu gelten haben (das Literaturverzeichnis legt darüber Zeugnis ab). Es liegt mir aber ferne, mich mit diesen Größen zu messen. Eher betrachte ich mich als Baumeister, als Handwerker, der aus den vielen Bruchsteinen des Wissens ein neues Häuschen zimmert. Ich betrachtete all dieses von mir gesammelte Wissen als Werkzeugkasten, aus dem ich mich bediente.

Mit Recht mögen die werden die Leser einwenden, dass eine Verbindung von Wissenschaft mit einem Werkzeugkasten ungewöhnlich erscheint, aber zu meiner Verteidigung kann ich auf das Faktum verweisen, dass doch selbst Koryphäen der Sozialwissenschaft forschten mit der Vorstellung eines Handwerkers im Hinterkopf. Der große Soziologe und Historiker Michel Foucault schrieb einst: "Alle meine Bücher...sind ... kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und dieser oder jener Satz oder Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, ... umso besser."

In diesen Worten findet sich nicht nur eine gewisse Bescheidenheit über das eigene Werk. Foucault betrachtete seine Bücher als hart erarbeitete Werkstücke, die sich als Werkzeuge für andere anbieten und in diesem Sinne auch genutzt werden sollten. Tatsächlich beruht der ureigene Brauch der Wissenschaft, das Zitieren, auf dieser Idee. Jeder Forscher steht unter der Verpflichtung, die Literatur ausgiebig zu studieren und das eine oder andere Versatzstück für die eigene Arbeit zu verwenden. Es ist notwendig, Texte zu überarbeiten und frühere Fassungen zu reparieren. In diesem Sinne spricht

auch der große Historiker Johan Huizinga von einer “Verwerkzeuglichung” in der Geschichtswissenschaft. Ich wage deshalb zu behaupten, dass sich hinter dem Mythos der Wissenschaft pragmatisch gesehen die Realität der Werkstatt verbirgt. Man mag sie Studierstube, Büro, Labor oder modern gesprochen Co-Working-Space nennen, die Werkstatt bleibt eine Realität in der Arbeit der Wissenschaftler.

Die Form der Foucaultschen Bescheidenheit steht einem einfachen Autor wie mir recht gut an. diesem Sinne betrachte ich mich als Werkzeugmacher und Materiallieferant in der Hoffnung, anderen hilfreich zu sein. Schließlich sollten sich Wissenschaftler wieder mehr der handwerklichen Seite ihres Faches besinnen, das würde nicht zuletzt in der Öffentlichkeit in Zeiten wie diesen ein deutlich besseres Bild über Wissenschaft vermitteln. Aber das ist eine andere Baustelle.

*

Eine letzte Überlegung als Postskriptum: Wie kann man das Format dieses Büchleins in Anbetracht des bescheidenen Umfangs bezeichnen? Eine in die Tiefe gehende wissenschaftliche Untersuchung (Monographie genannt) wohl eher nicht, dazu fehlt das entsprechende Volumen. Ich war bemüht, in einer möglichst prägnanten Form Ideen und eigene Interpretationen zu präsentieren. Vielleicht kann man es als Essay bezeichnen. Laut Duden ist ein Essay eine Abhandlung, die eine literarische oder wissenschaftliche Frage in knapper und anspruchsvoller Form behandelt. Knapp trifft zu, ob es auch anspruchsvoll ist, muss der Beurteilung der Leser überlassen werden.